

(Nachdruck verboten.)

21]

## Arbeit.

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Es kamen dann noch die Mazelle mit ihrer kleinen, dreißährigen Luise, auch einem Gaste des Kindertischchens. Zwei dicke Leute in ungefähr gleichem Alter von vierzig Jahren, durch inniges Zusammenleben einander ähnlich geworden, mit demselben rofigen und lächelnden Gesicht, demselben sanften und wohlwollenden Ausdruck, bildeten die Mazelle ein vollkommen glückliches Ehepaar. Sie hatten für hunderttausend Frank ein schönes, behagliches Bürgerhaus mit großem Garten nahe der Unterpräfektur gekauft, und lebten nun hier von einer Rente von fünfzehntausend Frank, die in guten Staatspapieren angelegt war: keine andre Anlage hätte ihnen genügende Sicherheit gewährt. Ihr wolkenloses Glück, die selige Behaglichkeit ihres in vollkommenem Nichtsthum hinfließenden Lebens war sprichwörtlich geworden. „Ah, dieser Herr Mazelle, das ist ein Glückspilz! Gar nichts arbeiten müssen, das laß ich mir gefallen!“ Aber er erwiderte, daß er sich zehn Jahre lang geplackt habe, und daß sein Geld wohl erworben sei. In Wirklichkeit verhielt es sich so, daß er, ein kleiner Kohlenhändler, dem seine Frau fünfzigtausend Frank mitgebracht hatte, die richtige Bitterung oder vielleicht einfach das Glück gehabt hatte, die Streiks vorherzusehen, deren Häufigkeit den Preis der französischen Kohle in den letzten zehn Jahren erheblich gesteigert hatte. Seine glückliche Idee war es also gewesen, sich im Auslande gewaltige Mengen von Kohlen zu möglichst billigen Preisen zu sichern und sie mit sehr großem Gewinn an die französischen Industriellen zu verkaufen, die sonst gezwungen gewesen wären, infolge plötzlichen Fehlens des Heizmaterials den Betrieb einzustellen. Aber er war auch weise genug gewesen, sich mit ungefähr vierzig Jahren von den Geschäften zurückzuziehen, im Augenblicke, wo er die sechsmalshunderttausend Frank in der Tasche hatte, die nach seiner Berechnung erforderlich waren, um aus ihm und seiner Frau ein vollkommen glückliches Paar zu machen. Er hatte sogar der Versuchung widerstanden, bis zur runden Million zu gehen, denn er fürchtete zu sehr irgend einen böshaften Streich des Schicksals. Und niemals hatte glücklicher Egoismus einen größeren Triumph erringen, niemals hatte der Optimismus begründeteres Recht zu sagen, daß dies die beste aller Welten sei, als bei diesen ja ganz wackeren Leuten, die einander herzlich liebten, die ihr spätgeborenes Lächeln vergötterten, und die in ihrem zufriedenen, gesättigten, von allem Ehrgeiz und allem Wunschfieber freien Dasein das Bild des vollkommenen Glücks darboten, des umfriedeten, wohlverschlossenen Glücks, von welchem kein Fenster nach dem Unglück anders sah. Der einzige Stachel in diesem Glück war, daß Madame Mazelle, eine sehr dicke, sehr blühend aussehende Frau, an einer schweren, unbenannten, undefinierbaren Krankheit zu leiden glaubte, was zur Folge hatte, daß ihr Gatte sie sehr bemitleidete und verhätschelte, und daß er, wie immer lächelnd, mit einer Art zärtlicher Eitelkeit sagte: „die Krankheit meiner Frau“, so wie er hätte sagen mögen: „das Haar, das wundervolle Goldhaar meiner Frau“. Es entstand daraus weder Furcht noch Traurigkeit; und ebenso frei von jedem unangenehmen Gefühl war das Staunen, womit sie das Aufwachen ihres Lächelns Luise beobachteten, die sich ganz verschieden von ihnen entwickelte, ein mageres, schwarzhaariges, lebhaftes Kind mit einem drolligen Zickelkopfe, schiefgestellten Augen und winzigem Näschen. Es war ein entzücktes Staunen, als ob das Kind ihnen als Geschenk vom Himmel heruntergefallen wäre, um etwas Eigensinn und Lärm in ihr sonniges Haus zu bringen, das unter zu ungestörter Verdauung in Schläfrigkeit versiel. Die feine Gesellschaft von Beauclair machte sich gern über die Mazelle lustig, nannte sie Fleischhöpfe, Masthühner, aber sie achtete sie darum nicht minder hoch, grüßte sie und lud sie ein, denn sie waren solide Rentner, die ihr festbegründetes Vermögen weit über die Arbeiter und kleinen Beamten, ja selbst über die großen Kapitalisten stellten, welche stets von der Gefahr einer Katastrophe bedroht waren.

Es fehlte nur noch der Abbé Marle, der Pfarrer von Saint-Vincent, der reichen Kirche von Beauclair; er kam, als man sich eben in den Speisesaal begeben wollte, und er entschuldigte sich ob der Verspätung mit seinen Seelsorgerpflichten, die ihn so lange zurückgehalten hatten. Er war groß, stark, mit kräftigen Zügen, einer Adlernase und einem großen, festlinigen Mund. Noch jung, erst dreiunddreißig Jahre alt, hätte er gerne für den Glauben gekämpft, aber er war daran behindert durch einen kleinen Sprachfehler, der ihm das Predigen erschwerte. Das erklärte auch, warum er sich dabei beschied, sich in Beauclair zu begraben, während sein kurzgeschorenes Haar, der entschlossene Blick seiner schwarzen Augen den streitbaren Gotteskämpfer verrieten, der er hätte sein mögen. Aber es fehlte ihm nicht an kluger Beobachtungsgabe, und er erkannte klar, daß der Katholicismus eine schwere Krisis durchmache; er verbarg die Befürchtungen, die ihm aufstiegen, wenn er in seine schwach besuchte Kirche bläkte, er hielt sich strenge an den Buchstaben der religiösen Dogmen, aber er wußte nur zu gut, daß der ganze alte Bau zusammenstürzen müsse an dem Tage, wo die Wissenschaft und die freie Forschung Bresche in seine Mauern schlugen. Er nahm übrigens die Einladungen auf die Guedache ohne jede Illusion in Bezug auf die Tugenden des Bürgertums an, und er aß da zu Mittag oder zu Abend gleichsam in Ausübung einer Pflicht, um die geheime Schwärze, die es hier gab, wie er wußte, mit dem Mantel der Religion zu bedecken.

Lucas war entzückt von der hellen Hellekeit, dem geschmackvollen Luxus des Speisesaals, eines mächtigen Raums, der eine Ecke des Erdgeschosses einnahm, und dessen hohe Fenster auf die Rasenplätze und prächtigen Bäume des Parks sahen. Es war, als gehörten diese Rasenplätze und Bäume mit zur Dekoration des Raums, der im Stil Ludwigs XVI. eingerichtet, mit perlgrauem Getäfel und zart wassergrünen Tapeten, dadurch zu einem vollendeten Festsaal für eine ideale ländliche Feyer wurde. Und das reiche Gedeck, die blendende Weiße des Tinnens, das Zunkeln der Gläser und des Silbers, die Blumen, mit denen die Tafel überstrent war, das alles vereinigte sich zu einem überaus prächtigen Bilde voll Licht und Duft. So stark wirkte dieses Bild auf Lucas, daß es durch die Kraft des Gegensatzes die Erinnerung an den gestrigen Abend hervorrief, an die schwarze Masse der halberhungerten Arbeiter, die durch den Not der Rue de Brias hinstapften, an die Buddler und Auszieher, deren Körper an den Höllenflammen der Dofen brien, an die armselige Behausung Bonnaires besonders und an die auf einer Treppenstufe sitzende bejammernde Josine, die nach vierundzwanzigstündigem Fasten ihren Hunger für einen Abend wieder stillen konnte, dank dem von ihrem kleinen Bruder gestohlenen Laib Brot. Auf wieviel Unrecht und Elend, auf welcher verwünschter Arbeit, auf welcher entsetzlichen Weiden beruhte der Luxus der Vornehmen und Glücklichen!

In der Tafel mit fünfzehn Gedecken saß Lucas zwischen Fernande und Delaveau. Der Etikette entgegen hatte Boisgölin, der Madame Mazelle zu Tisch führte, Fernande zu seiner Linken. Diesen Platz hätte eigentlich Madame Gouvier einnehmen sollen; aber in den befreundeten Häusern galt es ein für allemal als Regel, daß Leonore immer neben ihren Freund, den Präfekten Chätelard, gesetzt wurde. Dieser nahm natürlich den Ehrenplatz zur Rechten Suzannes ein, während zu ihrer Linken der Präsident Daume sein Gedeck hatte. Den Abbé Marle hatte man Leonore, seinem eifrigsten und geliebtesten Weichkinde, an die Seite gegeben. Gouvier saß neben Mazelle, und Mazelle neben dem Präsidenten. Der Hauptmann Jollivet und Ancile endlich nahmen eine Schmalseite der Tafel ein, während an der gegenüberliegenden Seite der junge Achille Gouvier schweigend zwischen Delaveau und dem Abbé saß. Suzanne hatte als sorgende Hausfrau angeordnet, daß das Kindertischchen hinter ihr aufgestellt werde, damit sie es besser überwachen könne. An diesem präsiidierte der siebenjährige Paul zwischen der dreijährigen Nise und der dreijährigen Luise, die beide mit ihren Händchen in höchst beunruhigender Weise in ihren Gläsern und Tellern herumfuhrten. Ein Stubenmädchen blieb übrigens immerfort an der Seite der Kleinen,

während die Bedienung an der großen Tafel durch zwei Kammerdiener mit Unterstützung des Kutschers besorgt wurde.

Sobald die gefüllten Eier aufgetragen wurden, die von Sauterner Wein begleitet waren, entwickelte sich ein allgemeines Tischgespräch, das sich zuerst um das Brot drehte, das man in Beauclair buk.

„Ich kann mich nicht daran gewöhnen,“ sagte Voisgelin. „Das Weißgebäck ist ungenießbar, ich lasse meines aus Paris kommen.“

Er hatte das mit nachlässiger Selbstverständlichkeit gesagt, und alle sahen unwillkürlich ehrfürchtvoll auf die Brötchen, die sie aßen. Aber man kam sogleich auf die betrübenden Stadtereignisse zu sprechen, die in den Gedanken aller oben auf waren. Fernande rief aus:

„Ja richtig, Sie haben wohl gehört, daß gestern ein Bäckerladen in der Rue de Brias geplündert wurde?“

Lucas konnte sich nicht enthalten zu lachen.

„O Madame, geplündert! Ich war zufällig dabei. Ein armes Kind hat einen Laib Brot gestohlen!“

„Auch wir waren dabei“, erklärte der Hauptmann Sollivet, durch den mitleidigen und nachsichtsvollen Ton gereizt, in welchem der junge Mann gesprochen hatte. „Es ist sehr bedauerlich, daß der Junge nicht eingesperrt wurde, schon um ein Exempel zu statuieren.“

„Freilich, freilich,“ stimmte Voisgelin bei. „Seit diesem verdamnten Steit wird sehr viel gestohlen, wie es heißt. Ich habe erzählen hören, daß eine Frau die Kasse eines Fleischers erbrochen hat. Alle Kaufleute beklagen sich, daß herumstreifendes Gesindel sich an ihren Schaufenstern die Taschen füllt. Da wird nun wohl unser schönes neues Gefängnis Insassen bekommen, nicht wahr, Herr Präsident?“

Die Gaume antworten konnte, fiel der Hauptmann wieder heftig ein:

„Zawohl, der straflose Diebstahl erzeugt den Raub und den Mord. In der Arbeiterbevölkerung herrscht ein schreden-erregender Geist. Haben Sie alle, die gestern abend gleich mir auf der Straße waren, nicht das Aufreißerische, das Drohende in der Haltung dieser Leute gefühlt, die zum Hervorbereiten bereit Gewaltthätigkeit, vor der die Stadt zittert? Uebrigens hat auch dieser Lange, der Anarchist, kein Hehl daraus gemacht, was er im Sinne führt. Er hat laut hinausgeschrien, daß er Beauclair in die Luft sprengen und seine Ruinen dem Erdboden gleich machen werde. Der Kerl ist ja übrigens dingfest gemacht worden, und ich hoffe, daß man es ihm ordentlich eintränken wird!“

Die Heftigkeit Sollivets war allen ziemlich peinlich. Diesen Geist der drohenden Gewaltthätigkeit, von dem er sprach, dessen Regungen die andern gestern ebenso gut wie er gefühlt hatten, wozu ihn hier in Erinnerung rufen, an dieser gastfreundlichen Tafel, die mit so schönen und guten Dingen beladen war? Eine Kälte verbreitete sich, die Drohung der Zukunft grollte inmitten allgemeinen Stillschweigens in den Ohren dieser angstbekommenen Reichen, während die Diener jetzt Tovellen herumreichten.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

42)

## Die bunte Reihe.

Berliner Roman. Von Fritz Mauthner.

„Stellung? Gemeindefchullehrer! Hu! Das sagen Sie? Ein Direktor? . . . Und wenn schon . . . Er hat ja nur einen einzigen Wunsch, der . . . Er ist ja zu dumm . . . Von Berlin weg will er wieder, aufs Land zurück, in die Provinz. Ich weiß es ganz gewiß. Die Spindlern hat's mal durch die Thür gehört, die Kanalle, wie er's der Heymond gesagt hat, der . . . Ich aber, eher . . . thu' ich alles, als daß ich von hier wieder forimache. Und darum schon allein . . .“

„Kellner, noch ein Seidel! . . . Hier, edler Sorgenbrecherhelfer! . . . Hilde, ich emanzipiere mich! . . . Der Geist ist über mich gekommen, mein alter Ruach! . . . Haben Sie keine Angst, Hilde, ich werde wieder zu Kreuze kriechen! Nur dieses eine Seidel, um es auf Johannes zu leeren! . . . Hilde, ich weiß, an dem Tage, wo Sie erscheinen, um mit mir gemeinsam ein neues Leben zu beginnen, werde ich ein glücklicher Mensch sein. Und wissen Sie warum? Nicht weil ich Sie liebe, Königin meines chemisch gereinigten Herzens! Nicht weil ich Lenchen's Seele für die Kunst entdecken will! Das sind lauter Weltlichkeiten und Einschmeichelungen des Satans. . . . Prost,

Hilde! . . . Weil ich mich meinem Johannes zum Opfer bringen will! . . . Um ihn glücklich zu machen, will ich meine Wege auch glücklich werden! Das Paradies! . . . Hilde, vor allen Leuten, . . . wir wollen uns hier verloben . . . bei Jaggeruch — wie Du so schön sagst — und unter diesen Palmen von Blech . . . hier ist alles Blech . . . die Musik und . . .“

„Kommen Sie, Konrad! Auf der Stelle! Sie sehen, daß Sie das Dritte nicht vertragen. Es ist auch schon spät geworden. Zahlen Sie! . . . Reichen Sie mir artig den Arm.“

XXXV.

Im Feuilleton des Doktor Kaskel waren täglich Mitteilungen über das Kronprinzen-Theater zu lesen. Am 14. September sollte es unter der neuen Direktion eröffnet werden. Die symbolische Epoche der deutschen Bühne werde beginnen. „Die gelbe Skate“ werde die erste Novität sein, natürlich, um das Publikum zu gewöhnen. Ein sicherer Erfolg. Dann aber werde das „Mysterium“ folgen mit „unserm“ Drackin, mit „unserer“ Mauerhofer und der vortrefflichen Szefal.

Allerlei Theaterkatsch las Bohrmann oft in seiner Zeitung; und auch zu Hause unterhielten sich Hilde und Konrad oft über Coulissengeschichten. Selbst Lenchen — das Kind verstimme ihn beinahe mit frühreifer Neugier — schien bereits zu wissen, wieviel Gage die einzelnen bezogen, und welche Beziehungen sich auf den Proben zwischen Männlein und Weiblein angeknüpft hatten. Dieses erschreckende Kind wußte und hörte zu viel. Aber von ihr erfuhr Bohrmann am 1. September, nach dem Abendbrot, daß Fräulein Heymond zugleich mit ihrer ersten und einzigen Monatsgage ihre Kündigung erhalten habe.

Auch Konrad hatte nichts von dieser Rücksichtslosigkeit gewußt. Er rief die Rache Apollon auf Gantinger herunter, blieb dann jedoch ruhig sitzen, und schlug nur vor, Johannes sollte die heilige Elisabeth trösten gehen. Als Bohrmann aufsprang, und sofort zu dem armen Mädchen hinübergehen wollte, gab es einen großen Zank, eigentlich den ersten Zank wieder seit seiner Rückkehr aus Ostende, seitdem Konrad sein Freund geworden war. Aber es war nicht ganz so schlimm wie sonst, Hildes Born wendete sich fast mehr gegen Konrad, als gegen Bohrmann.

„Wer bist Du denn, daß Du Dich für die alberne Gans aufspielen willst? Gar nichts bist Du! Mit Deinem Stück hast Du Dich so lächerlich gemacht, daß sie Dir nicht einmal Freibillets schicken werden. Du meinst, weil die Person, die Mascha, Dich protegirt? Was? Ich soll die Person nicht Person nennen dürfen? Ich wäre froh, wenn ich so viel Kleider im Jahre hätte, wie die Liebhaber! Vor Dir hat ja niemand Achtung! Konrad nicht und ich nicht und die Kinder nicht! Weil Du ein Waschlappen bist! Und wenn Konrad sich der dummen Gans annehmen will, so kann er mit ihr auch seine Freibillets abgeben! Dann soll er zusehen, was aus ihm wird. Konrad braucht ordentlichen Umgang, und Du willst ihn immer hinüberführen zu der dummen Gans. Aus dem Hause muß sie mir! Die Treppe hinunterwerfen sollte sie die Spindler. . . . Untersteht Euch nur! Macht, was Ihr wollt.“

Hilde ging stürmisch in ihr Schlafzimmer ab und warf die Thür hinter sich zu. Lenchen schlich ihr nach, und Siegfried vertrocknete in einen Winkel.

Bohrmann sagte kein Wort. Aber Konrad wurde heftig und rief:

„Du hast unrecht, Johannes. Grade solche Weiber brauchen wir. Nur unter solcher Zucht werden wir ordentliche Menschen . . . daß man sie dazu heiraten muß, ist freilich ein schrecklicher Gedanke. Die Hand des Herrn liegt schwer auf mir . . . Warum bist Du auch so ein Waschlappen, Johannes?“

Bohrmann wagte es nicht gleich, zu Fräulein Heymond hinüberzugehen. Auch dann nicht, als er im Vorübergehen die Flurthür offen fand und das öde Geschimpfe der Frau Spindler anhörte.

„Dat nennen Sie anständig? Seine Wirkin bezahlen, das ist anständig! Eine anständige Person würde mich bezahlen und sich nicht so haben, wenn seine Herren kommen.“

Was hätte Bohrmann auch thun und sagen können? Im thörichten Glauben an sich und seine Stellung hatte er dem armen Mädchen zu viel versprochen. In Ostende, ja, da hatte er geglaubt, dazu zu gehören, ein Glied zu sein der goldenen Kette. Jetzt glaubte er es nicht mehr. Nicht einmal

jüngst bei Maschas letzter Gesellschaft, als der kluge Doktor Rattowitzer ihm noch Macht und Einfluß zutraute, auch da glaubte er nicht mehr an sich selbst.

Nicht einmal an seine künftigen Stücke glaubte er jetzt mehr. Die Bilder aus der deutschen Vergangenheit gab er dem Besizer zurück, und die Edda stellte er zu den alten Büchern aus seiner Seminarzeit. Ganz und gar sollte und wollte er seinen Schülern gehören. Und es hätte ihm auch gelingen müssen, wenn die Erinnerung an Mascha, die Sehnsucht und der Zweifel ihn nicht gepeiniget, wenn sie nicht Gewalt über ihn zu gewinnen gesucht hätte in seinen nächtlichen Träumen; da stürzte sie über ihn her, bald nur in ein Pantherfell gekleidet, bald als lebendiger Panther, bald im lustigen Feenkleide, und nichts hätte ihn retten können, wenn in denselben Träumen nicht auch ein Engel sich seiner angenommen hätte, Fräulein Reymond, so blaß und weiß, unförplich, wie eine Himmelsbraut der Katholiken. So erblickte er sie plötzlich durch die offene Thür, als er am zweiten Tage, nachdem er von ihrer Kündigung erfahren hatte, nach der Schule ging. Wieder hörte er die leisende Stimme der Frau Spindler; wieder ging er leise, feige an der Thür vorüber.

Gerade heute ereignete sich in der Schule etwas, was wohl unter andern Umständen ihm hätte ein Lohn sein können, auch ein äußerer Lohn: eine freundliche Ansprache des Herrn Schulinspektors.

Freilich, einen seltsamen Zusatz hatte dessen Lob auch diesmal gehabt. Der gute Herr hatte Bohrmann mit seinem Freunde Martin Müller verglichen, hatte für Müller in Wälde ein Schulrektorat auf dem Lande in Aussicht gestellt.

„Sie beide gehören nicht nach Berlin. Und wenn die Verhältnisse es Ihnen nahelegen sollten, lieber Herr Bohrmann, in einen stilleren Wirkungskreis zurückzukehren, so seien Sie meiner Förderung versichert. Ich bin gewiß, Sie werden einst noch in einer leitenden Stellung die Wege Ihres Freundes Müller wandern. So ungern ich Sie verlieren würde, es sollte mir eine Freude sein, Ihnen die Wege zu ebnen. Sie wissen, ich kann außerhalb Berlin amtlich nichts thun. Aber außeramtlich wohl manches. Sie hätten nie nach Berlin kommen sollen.“

Das war acht Tage vor der Eröffnung des Kronprinzen-Theaters. Bohrmann hatte die freundlichen Worte seines Gönners so verstanden, daß Martin Müller ihn mit Fortnehmen wollte, fort von Berlin, zurück auf das Land, wo man die Verhältnisse jedes Schulkindes kannte, mit den Eltern über alles sprechen durfte, wo der Lehrer gleich hinter dem Seelsorger kam und vielleicht selbst ein bißchen Seelsorger war. Es hätte ihn wohl gelockt. Aber Hilde hing an Berlin, Hilde würde nicht zurück wollen, am wenigsten in ein nahe Verhältnis zu Martin Müller.

Bohrmann saß an diesem Tage nach dem Abendbrot wieder allein. Es war nachkaltes Wetter. Die Kinder waren zu Bette gegangen, Hilde und Konrad waren irgendwo im Theater. Da brachte der Briefträger um acht Uhr noch einen Brief. Bohrmann erhielt von der Allgemeinen Lehrzeitung seinen Aufsatz zurück und dazu ein kurzes, hohhaftes Schreiben, wo von einem Wolf in einem Schafspelz die Rede war und jede Beziehung zu ihm abgebrochen wurde. Bohrmann meinte, betrübt sein zu müssen. Aber es wurde ihm fröhlich ums Herz. Er fühlte seinen Mut gehoben, er freute sich seiner Ehrlichkeit und der reinlichen Scheidung, und rasch entschlossen ging er jetzt zu Fräulein Reymond hinüber, um ihr für ihren Zuspruch in dieser Sache zu danken. Sie durch seinen Dank erfreuen wollte er. Und beiseite kein Wort von ihrem Kummer, von der Kündigung!

Seine Freundin saß ohne Licht in ihrer Stube. Sie sah recht blaß und abgehärmt aus. Bohrmann machte zu Frau Spindler, die nebenan Karten legte, eine Bemerkung darüber.

„Für wen soll ich sie dem herausfüttern?“ rief Frau Spindler, stellte einen brennenden Lichtstumpf hin und ging hinaus. „Für Sie etwa? Sie werden mich nicht bezahlen! Sie zuletzt!“

Bohrmann zeigte Fräulein Reymond den Brief des Redakteurs und sagte ihr, daß er ihr, ihr allein zu Dank verpflichtet wäre sowohl für seine Tapferkeit in dem abgelehnten Aufsatz, als auch für die Freundigkeit seines Herzens, mit der er eben die Nachricht empfangen hatte.

Fräulein Reymond reichte ihm ihre große Hand, die ihm heute kalt und zitternd vorkam. Sie sprach ernste, stolze

Worte. In allen Dingen sollte Bohrmann immer seinem Gewissen folgen. Und wenn sie nicht mehr wäre, nicht mehr in seiner Nähe wäre, so sollte er eingedenk sein des liebsten Worts, das er ihr einmal gesagt: sie sei sein gutes Gewissen.

Leise weinte Fräulein Reymond, während Frau Spindler vom Nebenraum aus höhnte und lachte.

„Warum weinen Sie? Freut es Sie denn gar nicht, daß Sie mein gutes Gewissen sind?“

„Ich bin keinem . . . Oder bedürfen Sie meiner?“

„Oh, Fräulein Reymond! Wenn ich reden dürfte! Wenn ich beichten dürfte! Da ist meine arglose Hilde; da ist eine andre Frau . . .“

(Fortsetzung folgt.)

## Kleines Feuilleton.

ss. Höhe und Geschwindigkeit der Wolken. In den letzten Jahren ist außerordentlich viel für Beobachtung und Messung der Wolken nach Form, Höhe und Geschwindigkeit gethan worden, aber diese Fragen gehören zu einem Gebiet, in dem, wie auf manchen andern der Naturwissenschaften, gar nicht genug Beobachtungen gemacht werden können. So ist ein Bericht über Wolkenbeobachtungen, der jetzt von dem Meteorologischen Dienst in Kanada veröffentlicht worden ist, wiederum von großem Interesse. Die Beobachtungen werden schon während der Jahre 1896 und 1897 an der Wetterwarte zu Toronto gemacht, ihre Berechnung und Bewertung aber hat so lange in Anspruch genommen, daß die Ergebnisse erst jetzt bekannt gegeben werden können. Als Beobachtungsmittel wurde nicht die Photographie, sondern der gewöhnliche Theodolit benutzt, weil es schwer hält, den photographischen Apparat so genau einzustellen, daß eine sichere Messung erzielt werden kann. Zur Bestimmung der Höhe und Geschwindigkeit ist es nötig, daß eine Wolke von zwei verschiedenen Orten gleichzeitig beobachtet wird, und diese Plätze waren in dem fraglichen Falle etwa  $1\frac{1}{2}$  Kilometer von einander entfernt. Der eine Beobachter wählt sich einen scharf gestalteten Punkt einer Wolke aus und telephoniert dessen Beobachtung sofort nach der andern Station, worauf die Messungen des Punktes mehrere Minuten lang von beiden Stationen aus vorgenommen werden. Die Ergebnisse beweisen, daß in großen Höhen die Wolken ganz unvorstellbare Geschwindigkeiten besitzen. Im Jahre 1896 wurde die höchste Fiederwolke (Cirrus) auf rund 10 000 Meter über der Erdoberfläche bestimmt, ihre Geschwindigkeit auf 79 englische Meilen oder 125 Kilometer in der Stunde; die niedrigste Cirruswolke befand sich in 8100 Meter Höhe und segelte mit einer Geschwindigkeit von 88 Kilometer stündlich. Im Juni 1897 wurden aber sogar Wolken gemessen, deren Höhe 11 000 Meter überschritt und deren Geschwindigkeit auf 150–200 Kilometer in der Stunde oder darüber veranschlagt wurde. Die mittlere Höhe der Fiederwolken wurde während des Sommers auf 10 800 Meter, während des Winters auf 9678 Meter bestimmt, ihre mittlere Geschwindigkeit im Sommer auf 64, im Winter auf 42 Kilometer. In derselben Weise werden Höhe und Geschwindigkeit für die in geringerer Höhe auftretenden Wolkenformen angegeben. Die niedrigsten Wolken, die Haufenwolken (Cumuli), befinden sich im Sommer durchschnittlich 1700 und im Winter 1325 Meter hoch, ihre mittlere Geschwindigkeit ist aber nur 16 Kilometer in der Stunde. Während also in geringer Höhe über der Erdoberfläche nur sehr mäßige Windgeschwindigkeiten bestehen, mit denen ein Mensch in vollem Lauf etwa Schritt zu halten vermöchte, herrschen in großen Höhen so reizende Luftbewegungen, daß sie die Geschwindigkeit unserer Schnellzüge noch um das zwei- bis dreifache übertreffen. —

### Theater.

Schiller-Theater. Der Kaufmann von Benedig. (Donn.) — Das Schiller-Theater hat seinen Besuchern schon neun Dramen des großen William geboten und nun hat es uns mit dem zehnten, dem „Kaufmann von Benedig“ erfreut. Man kann mit dieser oder jener Novität der Bühne nicht einverstanden sein; man kann diese oder jene Aufführung tadeln müssen — die Thätigkeit der Bühne im allgemeinen muß man immer loben. Es wird mit Intelligenz, Fleiß und Energie gearbeitet und die Resultate sind demgemäß günstig. Das Theater gehört entschieden zu den besten in Berlin, obwohl es unter sehr schwierigen Verhältnissen arbeitet. Mehr aber kann man billigerweise nicht verlangen. Es giebt keine göttliche Vollkommenheit unter den Menschen, und wenn es sie gäbe, würde der glückliche Inhaber sich schwerlich zum Theaterdirektor eignen.

Der „Kaufmann von Benedig“ ist ein Lustspiel, dem aber ein Konflikt zu Grunde liegt, der auch für eine Tragödie reichen würde. Das ist so wenig ein Vorwurf, daß es vielmehr eine Bedingung jeder echten Komödie darstellt. Ein Konflikt, der nicht der tragischen Behandlung wert wäre, mag für einen Späß noch gerade gut genug sein, für den Humor ist er nicht bedeutend genug, nicht einmal für die Satire, sofern man sie ernst nehmen soll. Im „Kaufmann von Benedig“ steht das geschriebene starre

Nacht allem menschlichen Gefühl und aller menschlichen Billigkeit gegenüber. Shakespeare läßt das starre Recht an seinen eigenen Konsequenzen sterben und das ist wieder ein Gedankengang, der eines großen Tragicus würdig wäre. Er sieht die Sache aber von der heiteren Seite. Porzia faßt das Wuchtabrecht Shylocks noch buchstäblicher auf und führt es so ad absurdum. Das geschieht in einer lebenswürdigen Maskerade mit Advokatenwitz; aber hinter dem graziösen Spiel liegt immer der tiefe Gedanke, daß das starre Recht an sich selber sterben muß. Die feine Komödie hat einen sehr ernsten Hintergrund.

Aus der breiten Welt des Lustspiels tritt ein harter, wilder Charakter befremdend herans. Es ist Shylock, der wie ein grauer Blauer Felsblock wirkt, den die Hand eines Riesen in einen birstenden Steinengarten geschleudert hat. Wenn wir ganz zu unserem Lachen kommen sollten, müßte er weniger als tragischer Charakter und mehr als die geprellte lustige Person des Stücks wirken. Ich weiß nicht, ob diese Auffassung zu Shakespeares Zeiten möglich war — heute ist sie es nicht. Unser Gefühl würde rebellieren, wenn man versuchte, Shylock von der komischen Seite anzusehen. Es ist dazu zu wild und groß. Andererseits befreundet es uns auch, daß man mit diesen finsternen Menschen, der in seiner Art bedeutend ist, durch Maskenscherze fertig wird. Der Spott Grazianos in der Gerichtsscene wirkt trivial, gelegentlich auch roh.

Wie die Dinge liegen, bleibt uns aber nichts andres übrig, als den Shylock in seiner ganzen tragischen Bucht zu spielen und Shakespeares Größe zu bewundern, auch wo sie für den Rahmen der Handlung fast allzu mächtig ist. Vonn, der als Gast die Rolle darzustellen hatte, handelte demgemäß. Er bot sehr viel Gutes, sehr viel Feines, sehr viel Starkes. Die Vorurteile, die sich gegen ihn eingenistet hatten, sind geschwunden und wir würden uns jetzt freuen, wenn seinem Talent wertvolle Aufgaben erwachsen. Seinem Abgang in der Gerichtsscene hätte ich mehr Einfachheit gewünscht. Der Abgang ist eine Klippe der Rolle; er versüßet zu allzu ausgedehntem stummen Spiel, das leicht ermüdet. Novelli wurde hier völlig zum widerwärtigen Virtuosen. Auf die Leistungen der Mitspieler des Schiller-Theaters kann ich nicht näher eingehen. Gregori, Patry, Köstlin, Marianne Wulf und Frieda Brod müssen genannt werden. —

F. S.

Freie Volksschule. „Figaros Hochzeit“ von Beaumarchais. — Das war ein frischer Nachmittag im Lessing-Theater. Die Bühne funkelte nur so von Grazie, und der gallische Witz spielte und schillerte in allen Farben. Trotzdem draußen ein heller Sonnentag lockte, blieb man mit Freunden im Theater und verließ es in jener erfrischten Erhabenheit, mit der eine reizende Komödie uns immer beschenkt. Man darf in diesem Fall zweimal gratulieren, nicht nur der Freien Volksschule, sondern auch Neumann-Hofer, der ein unverdientes Geschick erleidet, wenn „Figaros Hochzeit“ nicht oft auf seiner Bühne in allem Glanz gefeiert werden darf.

Um ganz zu seinem Genuß zu kommen, muß man die Komödie auf den Hintergrund des ancien régime betrachten. Man war so witzig damals, so grazios und listig und Liebesabenteuer und Intriguen füllten die Zeit erschöpfend aus. Die Gedanken der Philosophen waren gerade gut genug, in einem blendenden Wortspiel verwandt zu werden. Vielleicht gab es kein Laster als die Schwerefalligkeit, und selbst ein Verbrechen konnte durch eine lustige Pointe gesüht werden. Leider nahm die anmutige Herrlichkeit eines Tags ein jähes Ende. Es erschienen Menschen auf dem Plan, die nicht ganz soviel Verständnis für süßliche Witzereien und Sclandalggeschichten hatten, als im Interesse des lieben Friedens nötig gewesen wäre. In ihrer Naivität schmiedeten sie aus Gedanken Schwerter, machten eine Revolution, obwohl doch die Welt für die Pariser Aristokratie so lustig war, und so verloren manche Aristokraten den Kopf — nicht in jener lebenswürdigen Bedeutung, in der man vor einem witzigen Salongegner den Kopf verliert, sondern in des Wortes unangenehmfstem und handgreiflichstem Sinn.

Die Gedanken an jene Zeit gaben vor allem „Figaros Hochzeit“ die politische und auch einen Teil der ästhetischen Bedeutung. Die Komödie selbst besteht aus Intriguen und Liebesgeschichten und dann wieder aus Liebesgeschichten und Intriguen. In allem aber ist Geschmack, Amur, Sorglosigkeit und in den Schlagern ist jeder Witz. Die Gestalt Figaros, der in den ersten Akten nur ein lebenswürdiger Taugenichts ist, wird im letzten zu einem humoristischen Charakter vertieft und man sieht sich plötzlich einem Menschendickicht gegenüber, das zwar mit Humor getragen wird, aber doch des Ernstes genug enthält. Vor allem durch diese Vertiefung enthält die Komödie ihren Wert. —

Die Aufführung im Lessing-Theater war durchweg prächtig. Tilli Waldegg, Hans Pagah, Meta Jäger müssen an erster Stelle genannt werden. Dann Elise Sauer, Lore Jona, Romanowsky und Deype. Waldow, der prachtvolle Komiker, hatte eine farblose Rolle zu spielen und Grundwald war unsicher im Text. Es soll ihm eingeräumt werden, daß er an der Rolle bereits gearbeitet hatte und daß seine Partie (um ihrer fortwährenden Lebhaftigkeit willen) schwer zu bewältigen ist. Nichtsdestoweniger mag er überlegen, ob er nicht jetzt, nachdem er durch einen Glücksfall in „Johannisfeuer“ mehr hervorgetreten ist, zum mindesten

die Verpflichtung entlosten Fleißes auf sich zu nehmen hat. Er verleiht seinem Talent gar nichts, wenn er genau so fleißig ist wie seine begabteren Kollegen und Kolleginnen. Schauspielersisch bringt er für die Rolle die Frische, nicht aber den Humor mit. — E. S.

**Technisches.**

— Motorwagen auf Fernbahnen. Eine eigenartige Verwendung von Selbstfahrer- oder Motorwagen hat man in Italien versucht. Man hat dort auf Strecken mit schwachem Personenverkehr, die das Einlegen eines besonderen Personenzugs nicht lohnen, aber den gänzlichen Ausfall nicht rechtfertigen würde, Motorwagen zur Ausfüllung auf dem Schienengeleise verkehren lassen. Der erste Versuch wurde Anfang Januar dieses Jahres auf der 37 Kilometer langen Strecke Bologna—Modena mit einem elektrischen Accumulatorenwagen, der 28 Plätze zweiter und 40 Plätze dritter Klasse enthielt, mit befriedigendem Erfolg ausgeführt. Der Wagen legte die Strecke einschließlich von drei Stationsaufenthalten in 55 Minuten zurück. Man beabsichtigt jedoch auch Wagen mit Benzinmotoren einzustellen, die eine erheblich geringere Anzahl Personen aufnehmen können. Im großen und ganzen kommt dieser Versuch also darauf hinaus, Straßenbahnwagen mit Motoren auf Fernbahngeleisen zu verwenden. Auch die österröische Staatsbahnverwaltung soll in Böhmen ähnliche Versuche beabsichtigen. — („Prometheus“.)

**Humoristisches.**

— Drastische Hilfe. Tante Genzi, die bei Registrators eingeladen, läßt, da sie sehr geschwätzig ist, niemand zu Worte kommen. Der kleine Hans, der neben ihr sitzt, hat schon dreimal aufgesetzt, um etwas zu sagen — aber vergeblich! Da springt er plötzlich auf den Stuhl hinter der Tante und wirft ihr eine Serviette über den Kopf. „Aber Hans!“ ruft die Mutter entsetzt; „was fällt Dir denn ein, Du ungezogener Junge?“

— „Ja weißt Du, Mama,“ entgegnete Hans püffig, „so macht's immer der Papa, wenn der Kanarienvogel still sein soll!“ —

— Ein gutes Kind. „... So, Sie haben also Maststunden, mein gnädiges Fräulein? Würden Sie auch ein Bild wie dieses hier malen können?“

„O ja, wenn's Mama erlaubt!“

— Neues Schimpfwort. „Wart' nur, Schimmel, ich werd' dir das Stehenbleiben schon 'raustreiben, du Automobil du!“ —

**Notizen.**

— Der Versuch, den der Akademische Verein für Kunst und Litteratur mit Hyron „Sardanapal“ im Theater des Westens anstellte, ist mißglückt. —

— „Die Totenstadt“ und „Der Schleier“, zwei Dramen von Georges Rodenbach sind vom Residenz-Theater zur Aufführung an den literarischen Vorfestungsstagen angenommen worden. —

— Oscar Wildes Tragödie „Salome“ ist vom Lessing-Theater erworben worden. —

— Die Drestie des Reichslos, in der Bearbeitung von Wislamiow-Möllendorff, wird im Mai siebenmal am Bremer Stadttheater zur Aufführung gelangen. —

— Meinrad Sadils „Fantolos“, eine Dramatisierung der alten griechischen Sage, wurde bei der Erstaufführung am Wiener Stadt-Theater mit vielem Beifall aufgenommen. —

— Alfred Bruneaus „Orkan“, zu dem Pola den Text geschrieben, erzielte bei der Generalprobe in der opéra comique einen starken Erfolg, der sich nur zum Schluß hin abschwächte. —

— Bildhauer Offermann, der frühere langjährige Führer der Dresdener Seceffion, ist als Nachfolger Jacques Schenkers zum Vorstand der Dresdener Kunstgenossenschaft gewählt worden. —

— Bei der Preisverteilung auf der Internationalen Kunstausstellung Dresden 1901 erhielten die Große Goldene Plakette die Maler: Starbina-Berlin, Vloos-München, Weishaupt-Karlsruhe, Reiniger-Stuttgart, Zolozaga-Spanien, Simon und Cottet-Frankreich, Stevogt-München und Melchers-Amerika; die Bildhauer: Heising-Berlin, Charlier und Bräcke-Berlin, Charventier, Ponscarne, Tronbeyloy, Gardet, Saint-Marceau, Injalbert und Rivière-Paris. In der Graphik erhielten die gleiche Auszeichnung: Whistler-London und Horn-Nora. —

— In Paris gibt es mindestens 20 000 Maler, die kaum so viel verdienen, um sich ordentlich satt essen zu können. —

— Ein neuer Komet ist am 24. April im Sternbild der Fische entdeckt worden. —

— Der „Lokal-Anzeiger“ hat ein neues Preisansatzreiben erlassen. Hier die Lösung: Der verschwundene Bräutigam war schnell einmal zum Photographen gegangen, weil er in die „Woche“ kommen soll. —